

Ganz aus erster Hand, aus der Quelle, dem Wort heraus, schöpfen Barth = Thurneysen in ihren Predigten „Komm, Schöpfer Geist“ (Chr. Kaiser, München, Hbl. 4,50 M.). Selbstverständlich kann man, wenn man dogmatisch vorgeht, hier nicht nur von katholischer Seite aus eine einseitige Flügelstellung dieser Art von Protestantismus feststellen, sondern das auch von evangelischer Seite aus tun. Nur daß, da sichtbare Kirche und Dogma auf katholischer Seite wesensnotwendig sind, beim Katholiken diese Einstellung berechtigt ist, beim Protestanten wesenswidrig. Was wir hier als evangelische Christen festzustellen haben, ist, daß wirklich hier der Geist unter uns lebende Menschen gekommen ist. Diese Predigten haben nicht nur Hand und Fuß, sie haben auch, trotz und gerade wegen ihres erschütternden Ernstes, ja ihrer oft bitteren Todesnot, Leben und Licht in sich.

Schließlich ist dieses Werk ja nur die Fortsetzung der großen Gabe, die uns gerade im Unheilsjahr 1918 mit der ersten Auflage des Römerbrief-Kommentars von Karl Barth geschenkt wurde. (Chr. Kaiser, München, Hbl. 8,50 M., 4. Aufl. 1924.) Wenn man die grundsätzliche und einzigartige Bedeutung dieses Buches auf eine allerletzte Formel bringen will, so wird man von ihm nicht mehr und nicht weniger zu sagen haben, als daß es etwas wie eine Reformation der Reformation darstellt. Vielleicht zum erstenmal seit jenen 400 Jahren wird hier mit solcher Energie ganz und gar nicht rückwärts, sondern nur vorwärts, ganz und gar nicht auf das Außerhalb und das Ueberwundene, sondern auf das Innerhalb und das noch zu Ueberwindende gesehen. Kein Siegesbulletin über den draußen stehenden „Feind“, sondern eine Mobilmachung gegen das innere Ich. Der Pauluskampf des Glaubens gegen das Gesetz wird weder im Kampf des Christentums gegen das Judentum, noch im Kampf der Reformation gegen die katholische Kirche, ja nicht einmal im Kampfe eines vergeistigten und vertieften evangelischen Christentums gegen einen mehr oder weniger in Außerlichkeiten zurückgebliebenen Kirchenprotestantismus als vollendet angesehen, sondern — und das ist das Große dieses Buches — das doch eigentlich so Selbstverständliche: der „alt böse Feind“ steht in uns: nicht in den Juden, sondern in den Christen, die mit der einmaligen Ueberwindung einer bestimmten jüdischen Position in einem bestimmten Zeitpunkte durch ferne Vorfahren ihrerseits etwas geleistet zu haben wähnen; in uns, in den Evangelischen, die das gleiche gegenüber dem

Katholizismus von 1517 geleistet zu haben wähnen. Und vor allem und zumeist in uns, die an der Stelle des „Kirchenchristentums“ eine verinnerlichte, reine Religiosität errungen zu haben wähnen und nun glauben, bei ihr stehen bleiben zu dürfen. Wir ist in das jubelnde „Das Reich muß uns doch bleiben“ so innerlich und überinnerlich, so geistig und übergeistig, so frei und überfrei und darum verknechtet bis zum tiefsten Grunde das erschütternde „Erwirb es, um es zu besitzen!“ hineingerufen worden. Nicht nur, daß wir durch Paulus, durch die Reformation und durch die neuere Verinnerlichung der Religiosität keinen Vorzug gegenüber den jeweiligen Vor- und Gegenstufen erreicht haben, im Gegenteil: das Stehenbleiben, das dauernde Zurücksehen auf das überwundene Frühere in dem Bewußtsein „wie wir es doch so herrlich weit gebracht“ wirft uns in und mit dieser letzten Höhe hinter alle Tiefen zurück. Gerade der Paulusglaube wird in dem Augenblick alttestamentarische Rückständigkeit, wo er sich hinter seine eigene Höherwertigkeit verbarrikadiert, wo der Pharisäismus des „durch den Glauben Gerechten“ in ihn eintritt.

Mit andern Worten: Barth läßt überwunden oder auch nicht überwunden, was andere überwunden oder auch nicht überwunden haben, und fragt sich, was wir zu überwinden haben. Der Gegensatz unbeschritten und beschritten, Freiheit und Gesetz, Paulus und Altes Testament ist für ihn ein täglich neuer. Der Glaube — um es ganz präzise zu fassen — der beste Paulusglaube erhält in dem Augenblicke den antipaulinischen Werkcharakter, wo wir uns einbilden, mit dem Bekennen, oder sei es auch mit dem besten innerlichen Nacherleben dieses Glaubens ein statisches Etwas, ein Konto im Jenseits oder, moderner ausgedrückt, einen Dispens von der Aufgabe täglich sich erneuernder Dynamik, täglichen Vergessens aller Menschenwirklichkeit und alles Menschenwertes vor Gottes Alleinwirklichkeit und Alleinwert errungen oder verdient zu haben. So sieht Barth durch den Schein hindurch auf die Sache und erblickt im scheinbar Gleichen das wirklich Verschiedene und im scheinbar Verschiedenen das wirklich Gleiche, in der Verfeinerung die mögliche Verschlechterung und im Alten, scheinbar Ueberwundenen angesichts solcher Verschlechterung einen möglichen Gleich-, ja Ueberwert.

Man muß das, was hier auf eine letzte Formel zu bringen versucht worden ist, gerade in der Prädestinationsstellung eines Römerbriefkommentars lesen. Keine selbständige Arbeit und kein Anschluß an irgendein anderes Buch der Schrift hätte so

fehr den Boden für diese nur aus Anforderungen und aus Erfüllung dieser Anforderungen bestehende Mobilisierungsarbeit der Seele geben können. Eine Heraushebung einer zur Formel erstarrten Idee zu einer Vitalität und motorischer Kraft. Ein Gnädengeschenk Gottes, vermittelt durch einen, dessen größte Gnade es ist, sich seiner

Unwürdigkeit mehr als viele andere bewußt zu sein, aber selbst durch dieses Bewußtsein sich nicht zur Ueberhebung verleiten zu lassen. In diesem Geist darf uns ein solches Hüben lehren, getrost allem Drüben ins Auge zu sehen. Denn hier ist das Wort lebendig geworden.

Siegfried von der Trend.

## Der Gott in den Dingen

Zu Romanen von Hermann Hesse, Frank Thieß und Alfred Sankhauser

Ein dichterisches Kunstwerk ist immer Ausdruck der Zeit, wenn auch der Zusammenhang zwischen beiden oft nur durch oberflächliche Beziehungen, durch Stoff- und Stilmoden geschaffen wird; in Lebens-epochen, die durch innere oder äußere Nöte zerpflückt und beunruhigt werden, wird der Zeitgehalt sich der Kunst mit besonders intensiver Kraft aufdrängen, nicht nur etwa wegen einer dankbareren Stofflichkeit oder aus der inneren Notwendigkeit des Sichausprechenmüssens, sondern weil man in der Darstellung des Eigenen den Weg aus dem Eigenen zu finden hofft. Wie man auch im täglichen Leben beim Berichten eigener Not oft erst den Ausweg sieht. So ist denn für unsere Zeit „der strömenden Uebergänge zu neuen Formen“ (Frank Thieß) der sich immer bewußter herausstellende Wille der werthhaften Dichtung unverkennbar: in einer Erfassung der Zeit sich selbst zu suchen und in eindringlicher Selbstbeobachtung wiederum den erfüllenden Weg der Zeit.

Nach zwei verschiedenen Richtungen brechen diese literarischen „Zeitsucher“ auf. Die einen treibt es, an einer bestimmten, für die geistige Gegenwart besonders charakteristischen Stelle — gewissermaßen — den Bohrer anzusetzen und derart aus einer „Expansion in die Tiefe“ das erlösende Wort zu finden, — so entsteht denn das große gedankliche Schrifttum der Zeit, oft in enger Verbindung mit der ähnlich gerichteten Tendenz auf das „Nacheinander“ der Erscheinungen, wie es für die Moden des Okkultismus, der Anthroposophie, des ganzen mit großem Gepränge aufgezogenen „Bildungswesens“ bezeichnend ist; so erhalten wir die stärksten, die Zeit psychologisch angreifenden Romane, wie Jakob Wassermanns „Faber“, so schreibt Thomas Mann seinen die Wurzeln unserer geistigen Krise mit schärfster Objektivität und geistiger Dialektik freilegenden „Zauberberg“.

Und nach einer anderen Seite bricht ein Trupp auf, der den Kenner der Zeit allein aus dem Spiegelbild ihrer Gesamtheit zu finden wähnt, der statt der Er-

forschung des Nacheinander die Erfassung des „Nebeneinander“ als lösende Kraft erkennt. Auch hier sind innerste Beziehungen zu anderen Zeiterscheinungen offensichtlich, oder was äußerte sich in Revue und Magazin anders, als der verzerrte Trieb, aus der Darstellung der Vielfältigkeit die Herrschaft über die herrschende Vielfältigkeit wieder zu gewinnen. Zu diesen, die meinen, im Bilde der Totalität ihren Sinn zu finden, gehört Frank Thieß. In seinem Roman „Der Leibhaftige“ (Engelhorn, Stuttgart; Gzl. 10,50 M.) zeichnet er das Gesicht der Zeit, und keine Falte und keine Runzel fehlt, und er sieht das Gesicht in einer besonderen Gestalt: „Ich sehe den Teufel nicht, aber seinen Schatten sehe ich, und in diesem Schatten leben wir und in dem Schatten des Teufels gedeihen wir.“

Die zu dieser Erscheinung des Leibhaftigen treibende Entwicklung der Zeit wird von dem Philosophen des Buches Samuel Kis begründet, und diese Begründung ist geeignet, ein ganz neues Licht auf einen Roman zu werfen, der vor einigen Jahren besonders in den Kreisen der Jugend und der Jugendbewegung im umkämpfsten Mittelpunkt stand: auf Hermann Hesses „Demian“.

Das erregend Neue an diesem Buch war gewesen, daß hier mit einer außerordentlichen Konsequenz ein jedes außerhalb des Eigenwesens liegendes Erziehungsziel — also etwa zu traditionell christlicher oder moralischer Lebensauffassung — abgelehnt worden war; das neue Ziel der neuen Jugend sollte sein, zu sich zu finden: „Ich wollte ja nichts, als das zu leben versuchen, was von selber aus mir heraus wollte.“ Das alte Wappen über Emil Sinclairs Haustor wird das Motiv dieses Lebenswillens: „Der Vogel kämpft sich aus dem Ei“, er geht in keine fremde Gestalt, er soll lernen, in sich selbst vollendet zu werden. Und da der Einzelmensch mit der Vielfältigkeit der Welt untrennbar verflochten ist, so kann er sich nur finden, wenn er zu der ganzen Welt in allen ihren Erscheinungen findet, sobald auch diese nur in sich